Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 13 (1935-1936)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRICH

ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XIII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 3 Juni 1935

INHALT

Jean Field: Studentenleben in der U.D.S.S.R. Seite 63
Albert Wildberger: Schweizerische Kolonien? „ 69
Otto Zaugg: Schweizerische Studenten in ausländischen Arbeitsdiensten . . . . . „ 71
Marius v. Planta: Würde? . . . . . „ 71
Bino Bühler: Die steife Universität . . . . „ 74
f. t.: Der Jüngling . . . . . „ 76
Hans Erb: Meersburg . . . . . „ 81
E. Büttner: Wer hilft mit? . . . . . „ 85
Einladung zum „Sonafe“ . . . . . „ 86
Studentenreise . . . . . „ 86
Bücherbesprechungen . . . . . „ 86
Zuschriften an die Redaktion . . . . . „ 88
Offizielle Mitteilungen . . . . . „ 89

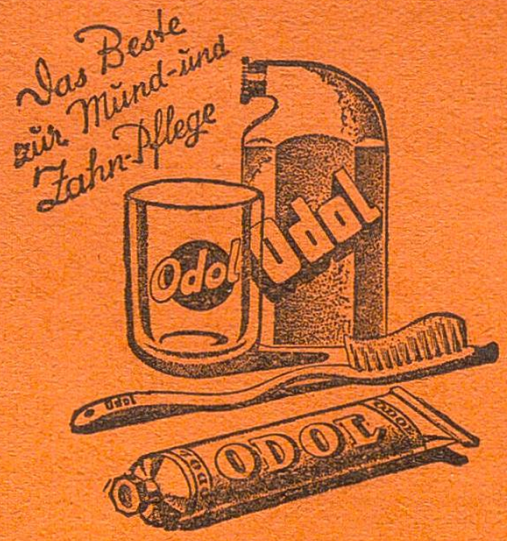
Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Das Alter zwischen 10 und 20 Jahren

ist zum Versichern eine geeignete Zeit, denn dann sind die Prämien am niedrigsten. Der Vater ist gut beraten, der für seine Kinder rechtzeitig den Grundstein zu einem Fürsorgekapital legt und gleichzeitig die hohen Erziehungskosten sicherstellt. Kostenlose und unverbindliche Vorschläge arbeitet aus die

Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Zürich

Älteste und größte schweizerische Lebensversicherungsanstalt.

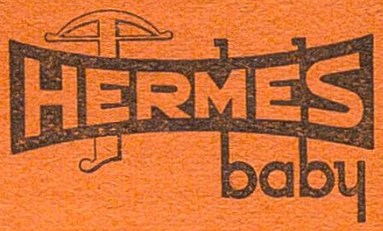


ODOL PRODUKTE

sind Schweizer Produkte

und werden hergestellt durch die

ODOL COMPAGNIE A.-G., Goldach-St.Gallen



DAS WELTWUNDER

an Leistung, Dimension, Eleganz und Preis. Ein Meisterwerk der Schweizer Industrie.

August Baggenstos

Haus Du Pont ZÜRICH Tel. 56.694

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIII. Jahrgang, Heft 3 — Juni 1935
Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

STUDENTENLEBEN IN DER U.D.S.S.R.

Die Verfasserin dieses Artikels nahm im Sommer 1934 während sechs Wochen an einem Ferienkurs der Ersten Moskauer Universität teil, der von dem Amerikanischen Austauschdienst zusammen mit den russischen Behörden organisiert worden war. Nachher war sie als Mitglied einer amerikanischen Studentendelegation Gast der Moskauer Studentenschaft. Sie blieb im ganzen drei Monate in Rußland. Augenblicklich ist sie schweizerisch-amerikanische Austauschstudentin in Zürich. Die Red.

Das Studentenleben in Moskau erscheint dem Uneingeweihten zunächst als ein kunterbuntes Durcheinander. Die Studenten stammen aus den verschiedensten Familienverhältnissen und Nationen der U.d.S.S.R.; sie besitzen sehr unterschiedliche Mittelschulbildung; es sind die verschiedensten Altersstufen vertreten und natürlich auch beide Geschlechter; in einigen Fakultäten überwiegen sogar die Frauen (in der medizinischen machen sie 74 Prozent der Studierenden aus). Manche Studenten stammen aus Familien von „Spezialisten" (das heißt von Absolventen einer höheren Schule oder aus Kreisen mit entsprechender Vorbildung) oder vorrevolutionärer Intellektueller; viele, wie ein junges Mädchen, das wir in Leningrad kennen lernten, sind Kinder analphabetischer Bauern. Die meisten haben die Primar- und Mittelschule absolviert, andere, gewöhnlich ältere Studenten, kommen von den Rabfaks (Fabrikschulen).

Der russische Student macht einen ähnlichen Eindruck wie der Arbeiter. Im allgemeinen kleidet er sich nicht so gut wie zum Beispiel der schweizer Student; (daß der Lebensstandard der Russen nicht die Höhe des schweizerischen hat, ist allgemein bekannt und braucht nicht besonders ausgeführt zu werden). Abends hingegen erscheint er, etwa bei

einem Tanz, in weißem Anzug und die Studentin kommt in einem bunten Kleid. Der typische Student ist ernst, zielbewußt, begeistert, oft naiv. Er ist nicht überheblich oder frech, aber auch nicht gehemmt oder schüchtern. Er steht in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu seinen Professoren und darf den Inhalt der Vorlesungen oder die Lehrmethode offen kritisieren.

Die Zahl der Hochschulen ist verblüffend groß. Die älteste ist die 180 Jahre alte „Erste Moskauer Universität" mit 4000 Studenten. Es gibt auch spezialisierte Hochschulen, die nicht in einem Polytechnikum konzentriert sind, wie die E.T.H. in Zürich, sondern an die verschiedenen Industriezweige angegliedert sind, zum Beispiel die Hochschule für den Bau von chemischen Apparaten, das „Institut für die Metallurgie der nicht eisernen Metalle", die Hochschule für Flugzeugbau, das Eisenbahntransport-Institut, und viele andere.

Der Student wählt sein Gebiet, bevor er in die Hochschule eintritt. Wenn er sich durch die Aufnahmeprüfungen dafür geeignet zeigt, darf er eintreten. Er hat aber die Möglichkeit, später umzusatteln. Das junge Mädchen aus Leningrad zum Beispiel, das ich vorhin erwähnte, trat von einem chemischen in ein physikalisches Institut über; ein anderer Freund von uns sattelte in Moskau vom „Studium der nicht eisernen Metalle" auf Literatur um. Spezialisten werden auf allen Gebieten dringend gebraucht, weil überall Arbeitsmöglichkeiten bestehen. Aber obschon das Bedürfnis nach Akademikern (inklusive „Spezialisten") groß ist, sind die Aufnahmeprüfungen schwer, denn trotz der Versechsfachung der Hochschulen seit 1917 warten heute noch sieben Kandidaten auf je einen Platz.

Die meisten Russen studieren technische Fächer, um Ingenieure zu werden. Aber heute wählen immer mehr Studenten auch die rein kulturellen Gebiete. Das Konservatorium wird stark besucht; dort studieren die meisten, um Solisten oder Orchestermitglieder zu werden, einige Begabte werden Komponisten. Das Bedürfnis nach musikalischer Arbeitskraft ist enorm groß; das Konservatorium ist nicht imstande, mehr als ein Prozent der Nachfrage zu erfüllen. Neuerdings wurde auch ein „Gorki"-Institut für Literatur projektiert. Es soll zum Zentrum der wissenschaftlichen Forschungsarbeit auf dem Gebiet der

Literaturgeschichte werden und ist gleichzeitig als Hochschule für Literatur gedacht, die den Schriftstellern zur Erhöhung ihrer Bildung dienen soll. Man rechnet mit folgenden Hauptfächern: Geschichte der Weltliteratur von der primitiven Kunst bis zur Neuzeit, Theorie der Literatur, Geschichte der Ästhetik und der Philosophie, Sprachwissenschaft, Theorie und Geschichte der literarischen Kritik, Geschichte des künstlerischen Buches (Buchgraphik, Illustration usw.), allgemeine Geschichte, Theorie der Naturwissenschaft und Technik.

Der Student kann auch ein rein naturwissenschaftliches Gebiet wählen, zum Beispiel die Physik und vielleicht in die Erste Moskauer Universität eintreten, die hauptsächlich wissenschaftliche Forscher ausbildet. Der Studiengang an allen Fakultäten dauert gewöhnlich zehn Semester; bis zu 35 Prozent der Studienzeit wird auf praktische Arbeit in Fabriken etc. verwendet. Das Praktikum für Musikstudenten zum Beispiel besteht darin, Konzerte in Schulen und Fabriken zu geben. Als wir später in einem Sowchos (einem staatlichen Gut) arbeiteten, wohnte ein Student im Zimmer neben uns, der gerade sein landwirtschaftliches Praktikum machte.

Der Student der Physik hat 2½ Jahre allgemeines Studium, wobei er auch an folgenden für alle Fächer obligatorischen Kursen teilnimmt: Mathematik, Chemie, Literatur, Soziologie und Ökonomie, dialektischer Materialismus, Gymnastik, Militärdienst. An den technischen Hochschulen sind die obligatorischen kulturwissenschaftlichen Vorlesungen natürlich weniger zahlreich; aber dafür gibt es eine sogenannte „Universität der Kultur", wo Professoren von den Hochschulen für Kulturwissenschaft fakultative Vorlesungen halten; Schauspieler und Musiker spielen dort und halten Vorlesungen über ihre Kunst. Als typische Vorlesungen erwähne ich die über Tschechow, Gorki, die moderne Literatur, Shakespeare, Byron, Rembrandt, das Theater Westeuropas, die Geschichte des russischen Theaters, das Theater der Antike; Instrumentalmusik, Chormusik, die Oper; Materialismus und Idealismus, Materialismus und Empiriokritizismus; Naturwissenschaften.

Nach 2½ Jahren wählt der Physikstudent sein Spezialgebiet, und am Anfang des vierten Jahres beginnt er sein Prak-

tikum in einer Fabrik oder im Laboratorium eines Instituts. Während des ganzen fünften Jahres arbeitet er an seiner Diplomarbeit. Oft geben die Fabriken den Studenten Aufgaben zu lösen. Die Diplomarbeit in den naturwissenschaftlichen und technischen Fächern soll in der Regel der Gesellschaft nützlich sein. Im Eisenbahntransport-Institut besteht sie gewöhnlich in einem Projekt für 100 km Eisenbahn, das dann ausgeführt werden kann.

Das Diplom soll dem englischen oder amerikanischen B.A. gleichwertig sein. Später kann man weiter studieren und zuerst den Grad eines „Kandidaten", später den Doktorgrad erwerben. Ein Professor muß natürlich „Doktor" sein. Viele Dozenten waren aber schon vor der Revolution Professoren, mußten keine Examen nachmachen und brauchten nicht neu gewählt zu werden.

Die Studenten wohnen gewöhnlich in Studentenheimen, die meistens eine in sich geschlossene Stadt bilden. Hier kann der Student im Speisesaal seine Mahlzeiten einnehmen; er kann seine Wäsche waschen lassen, seine Bücher, sogar seine Kleider, in eigenen Läden kaufen; er kann seine Kinder, wenn er welche hat, in den Krippen und Kindergärten umsonst pflegen lassen, tagsüber oder nachtsüber oder beides, wenn er will. Wir besuchten Bekannte in verschiedenen Studentenheimen. Eine ehemalige Amerikanerin, die im letzten Semester am Textilindustrie-Institut studierte, hatte eine niedliches Zimmerchen in einem der größten modernen Gebäude, das, mit dem russischen Sinn für eigenartigen und manchmal ganz unnötigen Luxus, Rampen anstatt Treppen hatte, so daß man scheinbar müheloser bis zur vierten Etage hinaufspazieren konnte. Studenten und Studentinnen wohnen immer im gleichen Gebäude. Wir besuchten auch ein russisches Ehepaar (beide studierten Architektur und machten ihr Praktikum im Büro von Hannes Meyer); sie bewohnten zwei Zimmer in einem Gebäude für Ehepaare. Sie wollten nicht im allgemeinen Speisesaal essen und kochten für sich in einer Küche, die von vielen gemeinsam benutzt wurde.

Die Beschäftigung der russischen Studenten in ihrer freien Zeit ist oft von der westeuropäischer oder amerikanischer Stu-

denten nicht sehr verschieden. Sie haben Klubs für Politik, Theater, Fremdsprachen. Sie treiben viel Sport: Tennis, Rudern, Ballspiele, Wintersport, entsprechend der Saison. Die besten Sportler bekommen Prämien wie: einen Monat Ferien im Süden, eine Summe Geld, ein Fahrrad, ein Radio, Bücher. Die besten Studenten erhalten ähnliche Preise und auch verschiedene Vergünstigungen, wie: ein besseres Zimmer, einen besseren Platz im Theater, usw. Auch außerhalb der Klubs gibt es viel Unterhaltendes: Vorträge, Konzerte, Theateraufführungen (von studentischen oder nichtstudentischen Schauspielern oder Musikern veranstaltet).

Wir wohnten verschiedenen Semester-Eröffnungsfeiern bei. Professoren und Mitglieder des Studentenrates hielten Reden; es wurden kurze Spiele und Konzertstücke aufgeführt. Die Schauspieler waren meistens Studenten der Theaterschule, die Musikerstudenten des Konservatoriums. Solchen Feiern folgte gewöhnlich Tanz. Die Russen tanzen sehr gerne und sind unermüdlich. Sie haben manchmal guten Jazz, aber am liebsten tanzen sie nach den russischen sich immer wiederholenden Melodien, wobei sie etwas zwischen einem Volkstanz und unseren modernen Tänzen ausführen. Man tanzt so schnell, daß ich nach einem Tanz vor Schwindel ausruhen mußte; die Russen dagegen tanzen während des ganzen Abends ohne Pause. Ich habe Feldarbeiterinnen und Arbeiterinnen von der Moskauer Untergrundbahn mit unglaublicher Ausdauer nach einem ganzen Tag schwerer Arbeit vier, fünf Stunden so tanzen sehen.

Die Studenten haben e i n e Pflicht, die wir nicht haben; nämlich jede Woche zirka vier Stunden im Allgemeininteresse zu arbeiten. Sie können sich im Studentenrat betätigen, Klubs organisieren und leiten, Fabrikarbeiter unterrichten. Alle Studenten gehören zur Gewerkschaft des Industriezweiges oder Berufes, den sie studieren: Studenten der Textilindustrie gehören zur Textilarbeitergewerkschaft, Medizinstudenten zur Gewerkschaft der Ärzte. Als Mitglieder der Gewerkschaft wählen sie den Studentenrat und die Delegierten zur Sowjetregierung. (So ist zum Beispiel ein Student Mitglied des obersten Zentral-Exekutiv-Komitees.)

In den Instituten, die wir besuchten, waren viele der Stu-

denten Komsomols (Jungkommunisten, zukünftige Kommunistische Parteimitglieder zwischen 16 und 25 Jahren), 10 bis 32 Prozent waren Parteimitglieder. Von den Professoren waren nur ein kleiner Prozentsatz Parteimitglieder, da die Parteizugehörigkeit für sie keine Bedingung ist, sondern, wie in allen Berufen, eine Auszeichnung, die nur durch intensive Arbeit für das Land erworben werden kann.

Kolleggeld ist an den russischen Hochschulen unbekannt. 70 bis 90 Prozent der Studierenden (alle, deren Eltern nicht für sie bezahlen können) haben Stipendien, die für ihren Unterhalt ausreichen. Die meisten wohnen in Studentenheimen, wo ein Zimmer bis zu 10 Prozent des Stipendiums kostet, gewöhnlich aber weniger. Gebühren für Laboratorien existieren nicht, Bücher werden den Studenten geliehen oder mit großer Ermäßigung verkauft. Studenten haben, wie in der Schweiz, 50 Prozent Ermäßigung in Theatern, Konzerten, Kinos und Museen. Den Musikstudenten werden ihre Instrumente für die Dauer des Studienganges geliehen, später können sie sie billig erstehen.

Es ist nicht möglich, Sowjetgeld in Schweizerfranken auszudrücken. Der russische Staat hat im Inland ein absolutes Monopol und bestimmt die Preise nach eigenem Ermessen. Man gebraucht eine Papierwährung, die als Kaufmittel keine Beziehung zum Goldrubel hat, wie er im Verkehr mit dem Ausland gebraucht wird. Dennoch können wir einen Vergleich zu unseren Verhältnissen ziehen, wenn wir untersuchen, wie eine uns bekannte Studentin ihr Stipendium verwandte. Es betrug die durchschnittliche Summe von 117 Rubel im Monat. (Die Stipendien betragen gewöhnlich 90 bis 130 Rubel, obgleich es manchmal solche von 70, oder auch von 300 Rubel gibt. Man bekommt mehr in den höheren Semestern, und die besten Studenten bekommen mehr als die weniger tüchtigen.) Sie konnte nicht berechnen, wie viel sie für Kleider ausgab, aber ihre anderen monatlichen Ausgaben betrugen:

Volle Pension 50 Rubel, Zimmer 4,85, Straßenbahn 3, Wäsche 6 bis 7, Abonnement für „Prawda" 3, Zigaretten 5, Klubgebühren 3, Theater (zweimal Theater, zehnmal Kino) 4 bis 5 Rubel.

Jeder Student bekommt sein Stipendium auch für die Ferienmonate und ist für alle ärztliche und zahnärztliche Behandlung versichert. Ebenso für Sanatoriumsaufenthalt. Gegebenenfalls werden den Studentinnen ihre Ausgaben während einer Schwangerschaft durch die Versicherung ersetzt.

Das Ziel der Sowjet-Universität ist, allen, die dazu willens und fähig sind, die Möglichkeit des Hochschulstudiums zu geben. Gebäude, Laboratorien, Dozenten gibt es noch nicht genug, um dieses Ziel vollständig zu erreichen. Aber besonders vom theoretischen Standpunkt ist das Experiment interessant, da das Studium so eingerichtet ist, daß es in enger Verbindung mit der zukünftigen Arbeit steht. Ebenso steht der Student auch in Kontakt mit den Arbeitern seines Industriezweiges oder Berufes. Diese Verbindung wird durch das System des Praktikums als Teil des Universitätsstudiums hergestellt, sowie auch durch die Möglichkeit, die der qualifizierte Arbeiter hat, von einer Fabrikschule in die Universität einzutreten. Auf diese Weise wird eine abgesonderte Schicht von Intellektuellen so weit als möglich vermieden. **Jean Field,** stud. phil. I.

SCHWEIZERISCHE KOLONIEN?

Sind Kolonien für die Schweiz notwendig? Darüber gehen die Meinungen — mit Recht — auseinander. Aber brauchen wir denn noch nach Kolonien zu suchen? Ich glaube nicht. Wir haben sie nämlich schon.

Sie liegen allerdings nicht in Hinterindien oder bei den Buschnegern, sondern ganz nah, in den schönsten Teilen unseres Landes. Und dazu gehören sie uns Studenten ganz allein: Unsere Arbeitskolonien.

Hat denn das mit wirklichen Kolonien überhaupt etwas zu tun? Ich behaupte ja. Betrachten wir einmal „wirkliche" Kolonien. Wozu dienen diese ihren Besitzern? Den meisten wohl zu ihrer persönlichen Bereicherung. Aber eine gute Kolonialmacht bereichert sich nicht nur an ihren Kolonien, sondern dient ihnen auch, indem sie ihnen wirtschaftlich hilft und die Güter ihrer Kultur und Zivilisation — in vernünftigem Maße — vermittelt.

Welche Zusammenhänge zeigen sich nun da? Der schweizerische „Kolonist", der eine Arbeitskolonie besucht, bereichert sich bestimmt nicht an Fünflibern und ähnlichen Glücksgütern. Und was für Kulturgüter bringt er in seine Kolonien? Bestimmt auch keine. Im Gegenteil, jede nicht absolut notwendige Errungenschaft unserer so hochstehenden Zivilisation wird in möglichst kurzer Zeit abgelegt. Nur in einem Punkt stimmt die gegebene Definition offenbar: Die Arbeitskolonien suchen der Bergbevölkerung wirtschaftlich eine Hilfe zu bringen. Und dieser Punkt ist uns die Hauptsache.

Wenn ich vorhin sagte, der Student bereichere sich in den Arbeitskolonien nicht an materiellen Gütern, so stimmt das nur beschränkt. Denn ist ein in strenger Arbeit in der leichten Bergluft gekräftigter Körper nicht viel wert?

Aber außer greifbaren Erfolgen besitzt eine Arbeitskolonie einen großen Schatz an ideellen Gütern. Sie bringt dem bedrängten Bergbauern in schwerer Zeit die Gewißheit, daß auch andere seine Not sehen und ihm helfen wollen. Und diese Gewißheit gibt manchem den Mut, weiter auszuharren. Der Student dagegen sieht, daß seine Arbeit eine wirkliche Hilfe ist und erlebt die tiefe innere Befriedigung, andern etwas gegeben zu haben. Sodann lernt er den Wert der Gemeinschaft kennen, er lernt einsehen, daß große Dinge nur entstehen können, wenn viele sich dafür einsetzen, und zudem lernt er die Arbeit der Hände schätzen.

Die Koloniewochen sind keine verlorene Zeit. Wie viel schöner und gesünder ist es doch, einige Wochen billig in den Bergen zu leben, als zu Hause in der schwülen Stadt seine Nase in die verstaubten Bücher zu stecken.

Unsere Arbeitskolonien sind kein Kuraufenthalt, wenn auch der Kurarzt nicht fehlt. Die Arbeit ist streng, aber es hat sich daran noch keiner überarbeitet. Der Betrieb in einer Kolonie ist denkbar unproblematisch. Die wichtigsten Probleme, die es zu wälzen gibt, sind die Kitchenfeen und ihr Werk, die Kocherei. Sogar die verbohrtesten politischen Hitzköpfe vertragen sich als Freunde; schon oft lernte einer die Meinung

seines Kameraden bei gemeinsamer Arbeit verstehen, was ihm in der Stadt nie möglich gewesen wäre.

Die Kolonieferien hat noch keiner bereut, der wußte, um was es geht. Fragt einmal alte Kolonisten, warum sie immer wieder kommen! Tschevalahoi! **Albert Wildberger.**

SCHWEIZERISCHE STUDENTEN IN AUSLÄNDISCHEN ARBEITSDIENSTEN.

Das Weltstudentenwerk führt auch dieses Jahr wieder einen Austausch von Arbeitsdienststudenten durch. Vorläufig haben folgende Länder Arbeitsplätze zur Verfügung gestellt: Bulgarien, England, Holland, Österreich, Schweden, Schweiz, Tschechoslovakei und Ungarn. Das Amt für Arbeitskolonien des V.S.S. ist mit der Durchführung dieses Austausches für sämtliche Staaten beauftragt worden.

Letztes Jahr haben nur wenige Schweizerstudenten von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, fremde Länder und Völker als Mitarbeiter im Arbeitsdienst kennen zu lernen. Zahlreich waren die Ausländer, die zu uns gekommen sind. Die Schweizerstudenten können sicher sein, ebenso gastfreundlich aufgenommen zu werden, wie wir unsere Ausländer-Kommilitonen je und je aufgenommen haben.

Anmeldungen für ausländischen Arbeitsdienst nimmt das Amt für Arbeitskolonien des V.S.S., Zürich, Eidg. Technische Hochschule, entgegen. Ehemalige Kolonisten, die die schweizerische Tradition der Studentenkolonie im Ausland würdig vertreten können, werden bevorzugt.

Amt für Arbeitskolonien des V.S.S.: **Otto Zaugg.**

WÜRDE?

In der Schule wurde uns einmal gesagt, die alte Eidgenossenschaft sei 1798 würdelos zusammengebrochen; heute hören wir bekanntlich, wie der „alte verantwortungslose Liberalismus" würdelos zu Ende gehe.

Es ist noch immer das Recht, sogar die Aufgabe alles echten Lebens gewesen, überkommene Formen dort neu zu ge-

stalten, wo die Wirklichkeit einer neuen Zeit ihrer Gegenwart neue Aufgaben stellte. Wir wissen, daß auch wir in einer solchen Zeit leben. Kein Mensch weiß, was schon die nächste Zukunft bringen kann; wir gehen ihr entgegen und uns bleibt nichts als der Wille, in jeder neuen Gegenwart klar und entschlossen die Aufgaben zu sehen, die sie uns stellt und den Weg zu gehen, den sie uns weist. Es können neue Aufgaben sein, Aufgaben, die der alten Zeit und ihren Menschen nicht gestellt worden waren, die sie nicht zu lösen brauchten; wenn irgendwo, dann gilt es im Leben der Gemeinschaft und deren äußerer Form, dem Staate immer und immer wieder aus den alten Formen neue zu erzeugen; Gegenwart wird zur Vergangenheit, Zukunft zur Gegenwart, und immer wird es Aufgabe und Forderung jeder neuen Gegenwart bleiben, ihre Fragen zu erkennen, ihre Zeit zu nutzen, auf daß sie nicht, zur Vergangenheit geworden, das Urteil der Geschichte scheuen muß.

Heute, da wir alle fühlen, in einer Zeit gewaltiger Änderungen zu stehen, da wir ahnen, daß wir vielleicht bald in einer ganz neuen Gegenwart uns zurechtfinden müssen, darf wohl einmal die Frage aufgeworfen werden nach dem Verhältnis jeder neuen Gegenwart zu ihrer jüngsten Vergangenheit.

Als 1798 die alte Eidgenossenschaft zu Ende ging, das heißt als eine Form, die die Menschen einer bestimmten Zeit dem Staat, der ihr Staat gewesen war, gegeben hatten, den Erfordernissen der neuen Zeit, die der ewige Wechsel allen menschlichen Lebens naturnotwendig mit sich bringt, nicht mehr entsprechen konnte, da wurde sie abgelöst von jener unwürdigen Epoche der Helvetik; unwürdig wagen wir hier zu sagen, deswegen, weil nicht eine neue Zeit die ihr gemäße Form suchte und fand und das innere Recht zu diesem Wechsel ganz einfach in der Tatsache einer neuen Gegenwart gelegen hätte, sondern weil hier die alte Form — auch sie in ihrer Zeit durchaus nicht ohne Größe — ersetzt wurde vorerst durch einen Organismus, dessen einziger Inhalt die Negation der Vergangenheit war. Das zeigt jene ungeheure Überspannung des zentralistischen Gedankens, dort wo eben noch eine — in diesem Umfang zugegebenermaßen nicht mehr länger haltbare — kleinstaatliche Selbständigkeit geherrscht hatte; das zeigt — dra-

stischer könnte es die Phantasie nicht erfinden — das Auflösen kantonaler zusammengehöriger Gebiete und wieder das Verschmelzen von Territorien, die nach ihrer Überlieferung und damit nach ihrem Empfinden nicht als Einheit leben wollten und konnten. Dieses Staatsgebilde, herausgeboren aus dem Willen zur Vernichtung alles Bisherigen, konnte keinen Atem finden; noch nie ist echtes Leben einzig aus der Negation geboren worden! Leben ist noch zu allen Zeiten Wachstum und Entwicklung gewesen, Entwicklung, herausgewachsen aus dem, was ist, zu dem hin, was kommen soll.

„Eine starre Versteifung auf das Bestehende ist nie von Gutem und in der Regel unfruchtbar!" Diesen Satz schreibt Bundesrat Etter, sicher ein unverfänglicher Zeuge.

Echtes, wirkliches Leben aber hat immer tiefe Würde in sich getragen. Der Mut, neuem entgegen zu gehen, war stets gepaart mit der dankbaren Anerkennung dessen, was die Vergangenheit der Gegenwart überliefert hatte.

So ist denn auch der bittere Undank, den die Gegenwart des Augenblicks ihrer Vergangenheit entgegenschleudert, nichts als das erschütternde Ergebnis des Gradmessers unserer eigenen Würdelosigkeit. Die heutige Generation, in einer Geisteswelt stehend, die noch von ihren Großvätern geschaffen wurde, vor die Aufgabe gestellt, aus dieser Geisteswelt heraus Neues zu gestalten, vergißt, wie wir leider viel zu oft erfahren, daß der Geist, der diese Großväter belebte, daß der Staat, den sie aus eben diesem Geist heraus geschaffen haben, jahrzehntelang Arbeit und Inhalt des Schaffens und Denkens jener besten unserer Väter darstellte, die ihr Ganzes der Gemeinschaft — das Wort ist ja heute so modern — zu Gebote stellten.

In tiefer Verantwortung vor ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft haben sie gearbeitet mit dem Willen, die Ergebnisse dieser Arbeit, die Früchte dieses Schaffens den folgenden Generationen zu übermachen. Das Recht dieser folgenden Generationen, neue Formen zu suchen, ihr Leben neu zu denken, ihr eigenes Sein selbst zu gestalten, kann niemals auch das Recht bedeuten, dieser Vergangenheit Tatenlosigkeit vorzuwerfen, weil sie nicht Ewiges geschaffen hat.

Das verflossene Jahrhundert und seine Männer haben

durchaus nicht nur materiellen Wohlstand geschaffen; es war der tiefe Gedanke um Wert und Sinn menschlichen Lebens, so wie es sich dort, wo dieses menschliche Leben am reinsten in Erscheinung tritt, in den edelsten seiner einzelnen Glieder in das Gefüge der Gesamtheit reiht, dieser Gesamtheit dienend durch den Wert des Einzelnen.

Eine Geisteswelt, die diese Würde in sich schließt, hat das Recht, dankbar anerkannt zu werden, selbst dort, wo neue Zeiten neue Formen nötig werden lassen. **Marius v. Planta.**

DIE STEIFE UNIVERSITÄT.

Über Zweck und Sinn einer steifen Hemdenbrust zu diskutieren erübrigt sich, doch über die steife Universität — zu Zürich ein offenes Wort zu schreiben, dieses gefährliche Unterfangen möge man mir gestatten! Kommt man von einer andern Hochschule nach Zürich, dann merkt man recht bald, daß hier in den Universitätshallen eine ungewöhnlich frostige Luft weht. Man gehört zu der gleichen Fakultät, sitzt in den gleichen Vorlesungen, besucht die gleichen Seminare, und doch geht man aneinander vorbei, als hätte man sich im Leben noch nie gesehen. Der gegenseitige Gruß unter gleichen Fakultätsangehörigen scheint bei der Zürcher Studentenschaft verpönt, oder eine Bekanntschaft muß sich zunächst durch einen mühseligen Kampf gegen tausend und eine Hemmung anbahnen. Doch damit dies nicht allzu häufig geschieht, sind hohe, mit stechenden Nadeln bewehrte Zäune aufgerichtet. Mit allen möglichen Abzeichen von Gruppen, Zirkeln, Vereinigungen, Parteien und Bewegungen hat man die Revers seiner Röcke besteckt. Man hat Warnungstafeln umgehängt, denn man ist Antialkoholiker, Antikapitalist, Antimarxist. Oder man pro—pagiert mit einem schmucken Abzeichnen seine Gesinnung, sei es Pro Patria, Pro Senectute, Pro—phet eines Schlaraffenzukunftsstaates. So hat man dann im geheimen etwas Angst voreinander, man stolziert aneinander vorbei, als sähe man sich nicht, stockgerade, als hätte man einige Gros Abzeichenstecknadeln verschluckt und müßte nun den Rücken recht steif halten, um von den spitzen Nadeln im Gedärme nicht gestochen zu werden. Die Abzeichen

werden zu Scheuklappen; man distanziert sich, sondert sich ab, kapselt sich ein und umgibt sich mit einem kleinen Kreis Gleichgesinnter. Die Studentenschaft aber wird zerspaltet und zerklüftet, und sie ist höchstens ein schwach verkittetes Konglomerat von Splittergruppen. So sitzt dann in den Vorlesungen jeder an seinem Platz, abgepfercht vom Nachbarn, fast wie im Zoo, Käfig an Käfig. Höchstens etwa beim Schurren mit den Füßen findet man sich durch diese infantile Äußerung zu einer gewissen Einheit zusammen. Sonst aber betrachtet ein jeder die Mitstudenten mit Ausnahme seiner nächsten Freunde als Luft. Man erzählt sich, ein eitler Staatsmann behänge sogar sein Nachthemd mit gleißenden Orden um seiner Gefallsucht zu frönen — nicht lachen! — denn werden nicht aus dem gleichen Motiv viele Abzeichen getragen? Man kann die schönsten Dekorationen sehen, aus Katzengold und Trompetensilber.

Im Grunde genommen darf man gegen das Tragen von Abzeichen gar nichts einwenden. Es ist sogar höchst charaktervoll, wenn die Visiere offen getragen werden. Die bunte Mannigfaltigkeit der Abzeichen ist schließlich nur das visuelle Bild von der tatsächlichen, sehr verschiedenartigen Zusammensetzung der Studentenschaft, die leider wohl an allen schweizerischen Hochschulen etwas zersplittert ist. Doch in Zürich, dieser zauberhaft schönen, geistig regsamen Stadt, da prallen die politischen Gegensätze besonders heftig aufeinander. Ist es zu verwundern, wenn die Universität das analoge Bild zur Stadt bietet? Je hervorragender die Hochschule, je loyaler die Professorenschaft ist, um so verschiedenartiger sind die Elemente, die da zusammenströmen. Aber wäre nicht gerade die Universität der Ort, wo man sich über alle politischen Gegensätze hinweg dennoch zusammenfinden könnte? Wenn selbst gesinnungsfeindliche Akademiker sich an der Hochschule ein bißchen beachten und achten würden, so könnte man sich später in der öffentlichen Tätigkeit oft eher finden, in der Diskussion um die wichtigsten Belange unseres Volkes. Wenn einmal zwei Fakultätskollegen sich grüßten, die sich durch ihre Abzeichen als politische Antipoden erkennen, so gefährdete dadurch keiner seine Prinzipientreue. Das Leben an der Universität aber würde viel von seiner Steifheit verlieren. **Bino Bühler.**

DER JÜNGLING.

Noch spät im März hatte es geschneit dies Jahr. Einen Tag und eine Nacht lang, ohne Unterbruch. Die Tannen, die bereits schneefrei waren und ahnungsvoll rochen, trugen wieder ihre weißen Lasten, und im Dorf wurde der Schneepflug wieder hervorgeholt. Hoffentlich zum letzten Mal! Die Leute schauten mürrisch zum düstern Himmel auf.

Dann kamen blaue wolkenlose Tage, die Sonne blieb lange bis in den Abend hinein, unten schmolz der späte Schnee, und von allen Halden glitzerten die Bächlein. Der Weg zum Weiler war aper, nur in den Schattenhängen lagen schmutzige Überreste des verlorenen Schnees, und vom Dorf zum Weiler war eine gute Stunde.

Weiter oben war noch Winter, ein strenger Winter sogar, ohne Vogelgezwitscher wie im Tal, wo die Amseln in den lauen Spätnachmittagen ihre heisern Stimmen prüften. In den Weinbergen wurde schon der erste Schnitt getan.

Mit den blauen Sonnentagen kam auch die bunte Schar der Skifahrer wieder. Sie stieg am Samstag in die Hütte hinauf und kehrte Sonntags wieder ins lenzliche Tal zurück, braunverbrannt und müde warteten sie auf der Station, das Jauchzen ging nicht mehr so recht. Ja, beim Weiler oben war noch Sonntag gewesen, wenn's gut ging noch beim Schlößchen, das mit seinen geschweiften Läden und blanken Fenstern fröhlich ins Land schaute; aber dann kam die Viertelstunde staubigen Weges, und es ging topfeben und schlug in die Beine. Da fing bereits der Montag an, der erste und schwerste der sauren Werkeltage. Sie achteten nicht auf das Abendrot und die Berge.

Einer achtete es, ein Jüngling, der mit kräftigen Schritten den Berg hinanschritt und manchmal hielt, um sich des Schauspiels zu erfreuen. Er war der lauten Schar unterwegs begegnet, der Weiler lag bereits hinter ihm, und die Burschen und Mädchen grüßten ihn mit „Heil!", und die Augen der Abwärtsschreitenden bekundeten fast etwas wie Neid, daß er dem Sonntag entgegen durfte.

Das Rot war verschwunden, bläulicher Glanz lag über dem Horizont, der Jüngling knöpfte die Jacke enger. Im Mondschein erreichte er die Hütte.

Sonntag.

Seit einer Stunde bin ich hier. Das Feuer im Herd glimmt noch. Draußen ist eine herrliche Sicht, Sterne und beinahe Vollmond. Die Lichter im Tal haben etwas Beruhigendes, man fühlt, daß Menschen in der Nähe sind. Das sage ich, der ich die Menschen floh. Nicht diese, deren erleuchtete Wohnstätten ich sehe, sondern jene der Stadt, die Freunde und Bekannten. Ich floh nicht im Haß. Ich floh, um wieder einmal allein zu sein, ganz für mich allein, und um verlorene Kräfte wieder einzubringen im Glück der Einsamkeit. Es gibt ein Glück des Alleinseins, wo man hineinhorcht in sein Innerstes und ein Neues, das Ich, erfährt. Solche Stunden gibt es wenige. Jetzt habe ich Tage vor mir.

Montag.

Mit der Sonne fast bin ich aufgestanden, nicht so frisch allerdings, wie ich es mir gedacht hatte; denn ich verbrachte eine unruhige Nacht. Kaum, daß ich ein paar Stunden schlief. Das kommt wohl von der unendlichen Stille, die den lärmverseuchten Städter als etwas Ungewohntes, mit dem er sich erst abzufinden hat, umfängt. Es war so still, daß ich den Nachtexpreß im Tale hörte. Ab und zu knackte ein Ast einer nachbarlichen Föhre, dann war wieder Stille. Der Mond legte einen blassen Streifen in die Kammer. Das sah ich, als ich einmal aus dem Schlafe schreckte, weil es irgendwo geknarrt hatte. Ich lag regungslos in meine Wolldecken gehüllt und lauschte. Als ich am Einschlafen war, knarrte es wieder, derselbe Laut, diesmal in der Diele; ich hatte mich gedreht. Ungewohnt, ja beinahe unheimlich ist auch das, daß alle Geräusche von einem unbekannten Zweiten zu kommen scheinen. Selbst der eigene Schatten hat etwas Unheimliches in solcher Stille, auch die eigene Stimme. Ich habe ein Lied gemöhnt, ein russisches, das von Räubern erzählt, und eine leise Traurigkeit ist über mich gekommen, eine Sehnsucht nach irgend etwas.

Jubel hat dieser Sehnsucht Platz gemacht, als ich im strahlenden Morgen den Aufstieg auf den Bergkamm machte. Ich bin schnell gestiegen, um meine Widerstandskraft zu prüfen, um die verschlafenen Glieder wieder zu lösen im rhythmischen

Gleichschritt der Bergler. Die Sonne hat meine Haut gerötet. Wenn der Wind darüber strich, spürte ich den prickelnden Atem, der über den Poren schwebte. Es war ein pikantes Wechselspiel von heiß und kalt, und die Lungen dehnten sich in mächtiger Weite; es war ein männliches Tun.

Den Sulzschnee bin ich nicht gewohnt, die Abfahrt hatte eine mäßige Steile, und ich lag oft triefend in einer Wanne, mit heißem Kopf und kaltem Rücken. Wie Schneerausch und Sonnentaumel überkam es mich, ich fuhr mit wehender Jacke und gefrorenen Haaren die Hänge hinunter. Die Hütte lag im blendenden Licht, vom Dache tropfte es unaufhörlich, doch bedeckten noch riesige Schneemassen die Schindeln. Nur auf der Südseite war ein kleiner feuchter Platz frei, der in der Sonne wie Wellblech glitzerte. Das gab doch schon den Eindruck von nahendem Frühling, auch wenn man nicht ins grünende Tal hätte schauen können. Sogar zwei oder drei Stare verirrten sich hier hinauf und schrillten vor meinem Fenster.

Den ganzen Nachmittag bin ich auf einem Laden, den ich quer zur Hausmauer stellte, gelegen und ließ mich braten. Ich habe mich heimlich beim Gedanken erwischt, daß ich nicht allein meinetwegen braun werden wollte. Die da unten sind halt doch noch tief in meine Gedankenwelt verwoben. Ich bin allein und tue doch manchmal, ja sogar meistens so, als wenn mich eine neugierige Schar heimlich beobachten würde. Wäre nicht mein Telemark beim Kreuz oben ein Beispiel hiefür? Der ganze Schwung war nicht echt, war nicht durch die Fahrt oder die harmlose Lust der Bewegung bedingt, sondern einzig und allein eine eitle Vorführung vor einem imaginären Publikum, vor einem geträumten Mädchen vor allem. Ich lache über mich selber, und dann und wann ertappt ein Ich das andere doch wieder, wie es sich von diesem gespielten Leben nicht trennen kann. Das Gesicht, die Haltung, ja sogar Geist und Seele spielen dieses trügerische Spiel des Sich-anders-Gebens. Man könnte wütend werden, wäre es nicht so schön hier oben.

Dienstag.

Wieder ist eine Nacht hinter mir, nicht ruhiger als die vorhergehende, eher noch mehr erfüllt von Geräuschen, die einen

jäh aus dem Schlafe schrecken; denn die Stille ist groß, und ein Lufthauch über dem Forst oder ein dumpf polternder Schneerutsch vom Dache tönen laut in der Einsamkeit. Erst hatte ich vermessen von der „Flucht aus der Stadt" gesprochen, und schon die erste Nacht ließ mich in beginnender Sehnsucht an Menschen denken. Glück des Alleinseins! Das gibt es vielleicht später, als Mann, wenn man die Sehnsucht nach Paarung überwunden hat, wenn nicht mehr das Laute und Hastige der Stadt und der Jugend lockt, wenn man sich befreit hat von fremden Willen, die den deinen, wenn auch verschwiegen, kreuzen. Ein Beispiel für Werdende, Anton Wildgans, hat als Gereifter, von einem lyrischen Pantheismus durchdrungen, dieses Glück des Alleinseins besingen können. Wir sind noch die Jünglinge im Frühling, bang vom halben Besitzen, uns ist der Frühling nicht Glück wie den rüstigen Alten, die man im Lenz durch die Pärke gehen sieht, mit braunen Stirnen und klarem Gesicht. Und wir sind Kinder der Stadt. Wir tragen die Sehnsucht nach ihrer Dämmerung, wenn sich der Zug ihr nähert, in uns, nach ihrer flutenden namenlosen Menge, in welcher du nur ein Pünktchen bist, nach ihren Vorortgärten, ihrer dröhnenden Sinfonie des Lebens, nach Plätzen und sommerabendlichen Alleen voll flüsternder Schwüle.

Der Tag ist strahlend da, mit einem Jauchzen ist er gekommen und hat die Gedanken verscheucht. Jetzt ist alles nur Handeln; die Zubereitung des Frühstücks, das Ordnen der Lagerstatt, das Dutzend Vorbereitungen, damit die Bretter laufen. Heute will ich die Traversierung über den Ostgrat wagen. Am Abend dürfte ich wieder zurück sein. Es ist überdies Vollmond.

Mittwoch.

Was soll ich sagen von der gestrigen Nacht, vom Frühmorgen unter den Sternen und dem Mond? War ich glücklich, zu sehen, was keiner vor mir sah und keiner nach mir sehen wird? — Ja, keiner! Ich sehe mit meinen Augen, meine Sinne haben wahrgenommen! — Ich war nicht traurig. Ich war vielleicht erfüllt von der grandiosen Schönheit um mich. Glücklich war ich nicht. Kleine, verlorene Menschen (in der Einsamkeit

verlorene, meine ich) sind nie glücklich, auch vor überwältigender Schönheit nicht, grad da nicht. Da steigen in ihnen Sehnsucht und Neid vor dem Großen auf. Und war das alles Schönheit? Nur die Träumer und Dichter sind so ungerecht oder blind, um allem, was Natur ist — Berg, Meer, Land — Schönheit und Erhabenheit zuzusprechen. An der Natur darf nichts auszusetzen sein, predigen sie; sie ist da, und sie ist schön und von Gott. Nur Kreaturen können gering und häßlich sein. Das verkünden sie, die sie selber Kreaturen sind, und keiner von uns, den Millionen, hat ihnen je widersprochen, weil uns die Überlegung fehlte oder der Mut. Laßt einen Bauern sprechen, einen friesischen Fischer oder einen, der nie über seine Berge hinaus kam! Ihnen sind Berg und Meer Freund und Feind. Sie können grenzenlos lieben und hassen in einem und sind den Felsen und Wellen für immer verfallen. Sie sind menschlich. Ihr wechselndes Verhalten zu den Dingen um und in ihnen ist so, und so ist ihre erdgebundene Gerechtigkeit und ihr Urteil. Ich frage aber: Sind Dichter göttlich? — — —

Jetzt frage ich nicht mehr nach der Göttlichkeit der Dichter, auch die einsamen Nächte sind vergessen; denn es ist ein blauer Tag und eine reine Luft, die kalt über den Gaumen streicht, wenn ich aufatmend und räkelnd meine Glieder dehne. Es ist der letzte Tag auf der Hütte, und doch scheint mir, es wäre der erste. So vieles ist neu auf einmal. Der schwarze Streifen Wald, der sich nach oben lichtet, die Bergkuppe, eine Adlernase bildend, kneift man die Augen zu. Ja, eigentlich ist alles neu. Auch die Hütte, auch die Föhren, sogar der Himmel ohne Wolken. War ich denn blind? Sah ich nicht, daß dies alles schön war? Gibt es edlere Linien, als jene, die da sanft und zugleich rassig die Spuren durch den Schnee zeichnen? Unten liegen ein paar verwaiste Ställe, die auf den Sommer warten. Es ist ein Bild von glücklichem Verlorensein.

Man muß Abschied nehmen, damit man zur späten Einsicht kommt, was man für Güter besaß. Noch bleibt mir dieser Nachmittag zur Feier, wo ich Augen und Brust schwelgen lasse und von jedem Fleck Abschied nehme, von jedem neu vertrauten Blick, vom Geruch des frischen Holzes, des Kamins, vom Schneeduft. Am Abend fahre ich zu Tal.

Später.

In der Stadt ist Frühling. Die Kastanien am Quai tragen kleine verrunzelte Blättlein, gelblich-grüne, die zag aus dem Geäste lugen. Ein fauler Segler tändelt ziellos auf dem See, von launischen Winden getrieben. Weiß stehen die Schneeberge, inmitten von Grün und Blau und den grellen Farben fröhlicher Frauen und Mädchen, die lächelnd durch die Alleen schreiten, ahnend und wissend zugleich. Das reine Weiß der Berge aber jubelt noch heller.

Es war schön dort oben. **i. t.**

MEERSBURG.

Frühsommersonne liegt über dem schwäbischen Meer. Trotzig und doch so gelöst steigt aus Fels und Mauerwerk die graue, alte Burg vom Wasser zum Himmel. Mächtig fundiert in der Tiefe, begleitet von runden Ecktürmen geht es hinauf bis zu den leichten Treppengiebeln des Bergfrieds. Das ist Mittelalter, Ausdruck von Macht und von Wehrhaftigkeit.

Die Sage verknüpft schon den Merowingerkönig Dagobert, die Karolinger und die Welfen mit der Geschichte des Schlosses. Der größte der Hohenstaufen, Friedrich II., war einst auf der Burg, und der letzte unglückliche Sproß dieses Geschlechts, Konradin, soll sie mehrmals vorübergehend bewohnt haben. Nach dem Tode dieses Fürstensohnes kam sie an die Bischöfe im nahen Konstanz. Diese machten die Burg zur Sommerresidenz, bis sie durch die Reformation gezwungen wurden, dauernd in Meersburg zu residieren.

Hoch über dem Burggraben, in dessen Tiefe sich eines der größten und ältesten Mühleräder in deutschen Landen noch heute unter silberhellem Wasserstrahl bedächtig im Kreise dreht, rasselten ehedem die Eisenketten der Zugbrücke. Letzte Eindrücke der Jetztzeit verblassen drinnen im grauen Hofe hinter dem Burgtor. Für eine Spanne Zeit entflieht man der Gegenwart, lebendig ersteht Vergangenheit vor dem empfänglichen Auge. Auf dem holperigen Pflaster eines Burgganges hallen

die Tritte, dann lastet schwer und tief eine rauchgeschwärzte Balkendecke auf der spärlich erhellten Wachtstube, wo alte Hieb- und Stichwaffen, Panzer, massive Tische und Stabellen und unendlich mächtiges Mauerwerk fühlen lassen, daß diese ältesten Teile der Feste kaum friedlichen Zwecken dienten.

Für Minuten rückt man wieder weit hinauf der Gegenwart zu. Annette von Droste-Hülshoff, die deutsche Lyrikerin, die Dichterin der norddeutschen Heide, hat ihre letzten Jahre in diesem süddeutschen Städtchen verbracht. Die Burg war nach der Zerschlagung des Bistums Konstanz zu Beginn des 19. Jahrhunderts an den Staat Baden übergegangen, und aus dessen Besitz hatte sie der Schwager der Dichterin, Josef Freiherr von Laßberg, ein Freund der Künstler und Gelehrten, erworben. Einfach ist der Hausrat der drei Droste-Zimmer, aber prachtvoll und reich ist der Blick aus der Turmkammer, der Blick auf See und Himmel, auf Berge und Ufergelände, der Blick hinaus in den Morgen, in den Abend und in die Nacht, hinein in Sonnenland oder hinaus auf Sturm und Wetter.

Ewig plätschert der tiefklare Christusbrunnen. Mächtige, niedere Gewölbe, Waffen und allerlei ausgestopftes Getier in Ecken und Wandnischen, schwere Tische und eichene Stühle — Romantik —, das ist ein Rittersaal, dem sich ein zweiter anschließt. Auch dieser wirkt wie alles an und in dieser Burg nicht durch seine bunt zusammengewürfelte Ausstattung, sondern durch das Ursprüngliche, Zweckgetragene und Bestimmte seiner Architektur. In der zwischen beiden Sälen liegenden Notkapelle fesselt eine geschlossene gotische Holzskulptur, die Gefangennahme Christi darstellend, durch die Überzeugungskraft, die in ihr liegt. Von verträumten Bastionen mit verwildertem Baum- und Pflanzenwuchs lassen sich Ausblicke tun, hinein in die mittelalterlich anmutenden Gassen des Städtchens und auf das Giebelgewirr der eng aneinander gebauten Bürgerhäuser oder hinunter und hinaus auf das schwäbische Meer und hinüber zu den Bergen des Appenzellerlandes, Ausblicke voller Reiz und bezaubernder Schönheit. Reich, überladen mit Sammlungsgegenständen, liegt im östlichen der vier Ecktürme die Burgkapelle. Wappenschilder und Wappenzeichnungen erinnern auch hier wie in der ganzen Feste an einen einstigen Bewohner,

den Heraldiker Karl Mayer von Mayerfels, dessen Nachkommen das Schloß noch heute besitzen.

Mittelalter — über den tiefen Burggraben mit der Schloßmühle geht es hinüber in eine so gänzlich andere Zeit — Absolutismus, Aufklärung. Dort Ausdruck von Macht und Wehrhaftigkeit, hier von barocker Prunkentfaltung und Willkür. Überdrüssig des grauen, wehrhaften Gemäuers und der schweren Gewölbe, fremd dem ganz andern Geiste verflossener Jahrhunderte, ließen die Konstanzer Bischöfe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts neben der alten Burg den weiten Prunkbau des neuen Schlosses erstehen.

In den Jahren 1732 bis 1750 wuchs dieser dreistöckige Palastbau mit Mittelrisalit und angetönten kurzen Seitenflügeln aus dem Meersburger Felsen. Durchgehende weiße Pilaster geben den grauen Fassaden ein zurückhaltend vornehmes Gepräge. Deren Strenge und Kälte aber wird durch lockere, sinnfällige Giebelgestaltung, durch die bewegte Skulptur eines bischöflichen Wappens über dem mittlern Eingang und durch leichte Rokokodekorationen über den Fenstern gemildert. Die zweiteilige Gartentreppe, ein reiches schmiedeisernes Tor, die sonnenvolle Gartenfront mit der durch die Felslage in ihrer Ausdehnung beschränkten Gartenterrasse, der steile Absturz gegen die Bürgerhäuser am Seeufer und der zierliche Pavillon auf halber Höhe, die Wasser in der Tiefe und Weite und ein Himmel voller Licht, all das gehört mit zu der herrenhaften Grandezza dieses fürstbischöflichen Palastes.

Die Zeiten und der Wandel der Gesinnung sind an diesem Schlosse nicht spurlos vorbeigegangen, einst war es Fürstenresidenz, jetzt beherbergt es eine staatliche Taubstummenanstalt. Eindrucksvoll ist das helle Treppengebäude mit der aus engem Halbdunkel in weites Licht steigenden zweiteiligen Paradetreppe. Diese führt hinauf zum hohen Festsaal — heute reiht sich dort unter bemalter Flachdecke Bett an Bett — und zu anderen Gemächern mit naturalistischen Rokokodekorationen. Unter der Tünche ist viel von der einstigen Bemalung dieses Treppenhauses verschwunden, und unvorteilhaft machen sich kleinere neue Einbauten geltend. Ein raumüberspannendes Deckengemälde, Stuckdekorationen und Arbeiten in Plastik

hier und dort sind noch heute wirkungsvolle Details, die einst zu einem geschlossenen Gesamteindruck beigetragen haben. Keck guckt da eine pausbackige Putte unter einer wappenbehelmenden Fürstenkrone, dort gar unter einem mächtigen Kardinalshut hervor.

Im Südostflügel ist die vordem bischöfliche Hofkapelle untergebracht. Bei der Umwandlung in eine evangelische Kirche hat die Einheit der Raumwirkung leider gelitten. Schwer lastet die unvorteilhaft niedere Flachdecke auf den beiden hochgelegenen bischöflichen Logen und an der ganzen Barockarchitektur des Gotteshauses.

Den gleichen Geist wie das neue Schloß atmen auch die viel einfacher gehaltenen, um Höfe gegliederten Gebäudekomplexe des Domänenamtes und des einst bischöflichen Seminars.

Doch mit dem neuen und dem alten Schlosse und ihren Annexen sind die Schönheiten und Reize von Meersburg noch nicht erschöpft. Das Städtchen selbst, das sein mittelalterliches Gepräge noch so sehr bewahrt hat, mit seinen Gassen und Treppen, den mannigfach gestalteten Bürgerhäusern und Trinkstuben mit ihren so verschiedenartigen Erkern und Giebeln, den Mauern, Türmen und Türmchen, den Stadttoren, Wällen und Gräben, die dem dreimaligen Ansturm der Schweden im dreißigjährigen Krieg nicht immer zu widerstehen vermochten, mit Kirche, Rathaus und Hafenanlage, dieses Städtchen bietet dem empfänglichen Besucher noch zahlreiche Überraschungen, malerische Winkel, Stimmungsbilder und architektonische Eigenarten.

Droben, einige Minuten vom Obertorturm weg, liegt inmitten satter grüner Wiesen, nahe bei einer uralten Kapelle, mit vermutlich romanischen Fresken, in der sich die Leute von Meersburg alljährlich einmal noch zur Messe versammeln, der Kirchhof des Bodenseestädtchens. In diesem verträumten, stillen Gotteswinkel finden sich mitten unter recht alten Grabsteinen, die durch Inschriften, Bilder oder Skulpturen letzte Erinnerungen an vergangene Erdenbürger wachrufen wollen, auch die Gräber der Droste und ihres Gastgebers, des Freiherrn von Laßberg und seiner Familie. Franz Anton Mesmer, der die Lehre vom tierischen Magnetismus begründete und vor etwas

mehr denn hundert Jahren recht viel von sich reden machte, liegt auch hier oben begraben. Leise streicht der Wind durch die Zweige der mächtigen Trauerweide an der sonnigen Friedhofmauer — Insekten naschen von Blume zu Blume.

Bevor wir zurückkehren — vielleicht zum trefflichen „Meersburger", der an den Sonnenhalden über dem See gedeiht — lädt ein schmuckes Rebhäuschen auf dem weitblickendsten Hügel der Umgegend zum Besuche ein. Es ist das „Fürstenhäusle", das der norddeutschen Dichterin zu eigen gehörte. Eine kleine Sammlung, von einer Nachfahrin wohl behütet, birgt vielerlei Erinnerungen an Annette von Droste-Hülshoff und ihren Kreis. Hoch über den Wassern des schwäbischen Meeres geht da oben der Blick wieder in die Weite, und näher tritt uns hier Deutschlands große Dichterin mit ihren so tief empfundenen Naturschilderungen. **Hans Erb**, phil. I.

WER HILFT MIT?

Betrifft: „Eine Anregung" von G. Thürer.

Ich greife Thürers Gedanken über die Serenaden auf, „es sei zu bedauern, daß sich unter den studentischen Musikern noch nicht genügend zureichende Kräfte fänden, um mit eigenen Leuten auftreten zu können". Wäre es tatsächlich nicht möglich, unter der gesamten zürcherischen Studentenschaft einige tüchtige Musiker aufzufinden, die einen Versuch, solch eine Serenade selbst zu bestreiten, frisch wagen wollten? — Gewiß ist auch unter unseren Kommilitonen der und jener, der seine Aufgabe in einem kammermusikalischen Ensemble voll erfüllen würde. Selbstverständlich, daß wir nicht mit einem Winterthurer Quartett wetteifern wollen. Ein Versuch würde indes zeigen, inwiefern auch ein Ensemble aus Studenten den Zuhörern eine Feierstunde vermitteln könnte. Ich unterbreite dem Vortragsausschuß die Anregung, aus Musizierenden der Studentenschaft ein Quartett zusammenzurufen, um mit diesem eine spätere Serenade selbst zu bestreiten!

Wer hilft mit? Gewünscht wären zwei Geiger und ein Cellist fortgeschrittener technischer und musikalischer Stufe!

Interessenten bitte an **E. Büttner**, phil. II, Erlenbach.

EINLADUNG ZUM „SONAFE".

Das traditionelle Sommernachtsfest der Studentenschaft wird dieses Jahr am Freitag, den 5. Juli 1935 (bei ungünstiger Witterung am 12. Juli) auf der Halbinsel „Au" stattfinden. Zu diesem Anlasse laden wir alle Kommilitoninnen und Kommilitonen herzlich ein. **Die Sonafekommission.**

STUDENTENREISE.

Auf Einladung der Ungarischen Studentenschaft organisiert der Verband der Schweizerischen Studentenschaften anläßlich der VI. Akademischen Weltsommerspiele in Budapest eine Reise nach

Ungarn vom 9.—18. August 1935.

Den Teilnehmern wird eine einzigartige Gelegenheit geboten, Budapest und seine olympischen Spiele zu sehen, sowie auch in drei Exkursionen nach dem Plattensee, Puszta-Bugacz und Budafok (Donaufahrt), das schöne Land Ungarn kennen zu lernen.

Der äußerst günstige Preis der Reise beträgt **Fr. 165.—.**

(Altakademiker und Gäste zahlen einen Zuschlag von Fr. 10.—).

Programme, Auskünfte und Anmeldungen: Sekretariat des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften, Eidg. Technische Hochschule, Zürich, Zimmer 44a, Telephon 43.421.

Letzter Anmeldetermin: 15. Juli 1935.

BÜCHERBESPRECHUNGEN.

Fritz Mangold, Die Arbeitslosigkeit in der Schweiz, Bd. 185/IV der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 58 Seiten. Verlag Duncker und Humblot, München und Leipzig 1934.

Als vierter und letzter Teil der verdienstvollen Untersuchung über die Arbeitslosigkeit der Gegenwart, herausgegeben von Prof. Manuel Saitzew (Zürich), ist etwa vor Jahresfrist die vorliegende Schrift Mangolds (Basel) erschienen.

Steigende Arbeitslosigkeit ist ein Symptom jeder Wirtschafts-

krise und fehlte in früheren Krisenzeiten so wenig wie heute. Ob sie das gleich erschreckende Ausmaß erreichte wie in den Jahren 1920 bis 1923 und in der Gegenwart, kann nicht nachgewiesen werden. In der Schweiz hat man erst mit der Gründung des eidg. Amtes für Arbeitslosenfürsorge im Jahre 1919 die Arbeitslosenziffern systematisch festzuhalten versucht. Die Zahl der Vollarbeitslosen erreichte, nach den Ausführungen von Prof. Mangold, zunächst im Februar 1922 ein Maximum von rund 100,000 Personen — wozu noch Tausende von Teilarbeitslosen kamen —, fiel dann aber rasch mit einer kurzen Unterbrechung — 1925/26 — bis Mitte 1929 auf ein Minimum, das sich aus den Arbeitslosen der dauernd notleidenden Zweige der Textilindustrie (Stickerei und Seidenbandweberei) und der als „normal" oder „konstant" bezeichneten Arbeitslosigkeit ergab. Seither ist ein erneutes Ansteigen festzustellen, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Typisch für den Verlauf der Bewegung in der Schweiz ist bisher das Fehlen einer langen Welle der Arbeitslosigkeit, im Gegensatz zu andern Industriestaaten. Diese bemerkenswerte Tatsache veranlaßte den Herausgeber dieser Untersuchung, dem Bearbeiter der schweizerischen Verhältnisse (Untersuchungen über die Arbeitslosigkeit in Deutschland sind vorausgegangen) in erster Linie aufzutragen, die Frage zu beantworten, „warum die Schweiz — trotz allem — im letzten Jahrzehnt im Gegensatz zu Deutschland, Großbritannien, Österreich und manch anderem Staate so gut wie gar keine, jedenfalls keine in einer langen Welle ansteigende Arbeitslosigkeit hatte" (S. 3). Der Verfasser beantwortet die äußerst schwierige Frage zunächst negativ, indem er feststellt, daß die Arbeitsmarktpolitik der Landesbehörden, die Arbeitsbeschaffung der öffentlichen Hand (mit Ausnahme etwa der vermehrten Auftragsvergebung bei der Elektrifikation der S.B.B.) und handelspolitische Maßnahmen nicht wesentlich zur Verminderung der Arbeitslosigkeit beizutragen vermochten. Dagegen sei der Grund der Belebung der Wirtschaft seit 1924 der, „daß die Weltwirtschaft, mit der die Schweiz so enge verknüpft ist, im ganzen — trotz langwelliger Arbeitslosigkeit in England, Deutschland usw. — die schweizerische Industrie hat stark beschäftigen können . . .", wobei bemerkt wird, es sei bedauerlich, „daß die Einzelheiten nicht herausgehoben werden können, daß es nicht möglich ist, die letzten Gründe der Prosperität der Exportindustrie aufzudecken" (S. 55).

Da die vorliegende Arbeit schon 1932 abgeschlossen und gesetzt war, der Druck sich aber verzögert hatte, erforderte die Entwicklung der beiden Jahre vor dem Erscheinen des Heftes einen Nachtrag. Daraus ist zu ersehen, daß die Gesamtarbeitslosigkeit in der Schweiz 1933 die Zahl von rund 101,100 erreichte, um dann im Januar 1934 auf 99,100 leicht zurück zu gehen. Unterdessen ist sie auf die neue Rekordhöhe von 110,283 im ersten Monat des Jahres 1935 angewachsen (Die Volkswirtschaft, Jahrg. 1935, 2. Heft, S. 92), eine

Verschlimmerung der Arbeitsmarktlage, die jeden, der mit dem Schicksal unserer Volkswirtschaft verbunden ist — und wir sind es letzten Endes alle — mit banger Sorge erfüllen muß.

Die Schrift Prof. Mangolds ist eine äußerst sorgfältige, mit statistischem Material reich dekomentierte Untersuchung. Die interessierten Kreise werden dem Herausgeber und Verfasser dafür Dank und Anerkennung wissen.

Paul Rossy und Robert Reimann, Bundesgesetz über die Banken und Sparkassen vom 8. November 1934 mit Vollziehungsverordnung vom 26. Februar 1935. Textausgabe mit Einleitung, Erläuterungen und Sachregister. 145 Seiten. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich 1935.

Die zahlreichen Bankenzusammenbrüche der letzten Jahre haben die Bestrebungen nach einer gesetzlichen Regelung und Überwachung des Geld- und Kreditwesens zu neuem Leben erweckt und den Ruf nach der machtvollen Hand des Staates zu besonderer Eindringlichkeit anwachsen lassen. Man wird sich jedoch hüten müssen, von der staatlichen Regelung des Bankwesens allzu viel zu erwarten. Sie wird zukünftige Verluste nicht zu vermeiden imstande sein. Das Wohl und Wehe des Bankwesens wird auch in Zukunft vornehmlich mit der Tüchtigkeit und Integrität der maßgebenden leitenden Persönlichkeiten verknüpft bleiben.

Direktor Paul Rossy als Vizepräsident der eidg. Bankkommission und Experte des eidg. Finanzdepartements, und Dr. iur. Robert Reimann als Sekretär der vorberatenden Kommission für das Bankengesetz erscheinen besonders dazu berufen und geeignet, das neue Bankengesetz zu erläutern. Das Buch beansprucht nicht, ein wissenschaftlicher Kommentar zu sein, es verfolgt vor allem den eminent praktischen Zweck: „den zahlreichen Firmen und Personen, die dem Bankengesetz unterstellt sind, das Verständnis dieses Gesetzes zu erleichtern." **F.**

ZUSCHRIFTEN AN DIE REDAKTION.

Monsieur le Besorgte Student,

Avez-vous, avant de l'ouvrir, regardé la couverture du „Zürcher Student"? Si cela vous arrive une fois, vous pourrez y lire que ce journal est l'organe officiel des étudiants de l'Université de Zürich et de la société des étudiants de la „Eidgenössische Technische Hochschule". Si vous tenez tant à la langue allemande, je suppose que vous savez le sens du mot Eidgenössisch, mais je me permets de vous rappeler que le „Schwitzerdütsch" n'est pas la seule langue officielle en Suisse. D'autre part, dans la société sus-nommée, les étrangers sont admis aussi bien que les Suisses. Si donc le „Zürcher Stu-

dent" les honore parfois, en insérant des articles dans leur langue maternelle, nul grief ne doit lui en être fait. La renommée du Poly, dans le monde entier, n'est-elle pas justement faite par son esprit cosmopolite?

J'espère, Monsieur le Besorgte Student, que ces quelques lignes ne vous rendront pas trop soucieux.

Le „Cheibe Usländer", Signé: **A. Burgun.**

MITTEILUNGEN DER REDAKTION!

Die Schriftleitung bedauert, auch die Juni-Nummer nicht zu dem vorgesehenen Zeitpunkt herausbringen zu können. Der Grund ist in der sehr verspäteten — 14 Tage nach Redaktionsschluß! — Zustellung einzelner Beiträge, wie „Schweizerische Kolonien" und „Einladung zum Sonafe", zu suchen, die notwendigerweise noch in dieser Nummer erscheinen mußten. Wir legen jedoch Wert darauf, festzuhalten, daß wir in keiner Weise verpflichtet sind, Beiträgen — und mögen sie noch so wichtig sein — Raum zu geben, die nach Redaktionsschluß eingehen. Insbesondere sei auch wieder einmal daran erinnert, daß direkte Anfragen an den Verlag des Z. St. betreffend die verspätete Aufnahme von Artikeln für die Schriftleitung keine Verbindlichkeit haben. Die Redaktion.

Redaktionsschluß 1. Juli; die nächste Nummer erscheint am 12. Juli.

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student: Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Bergseile Preise und Muster gratis

seit 1834 das Vertrauens-Erzeugnis
der **Seilerei Denzler**

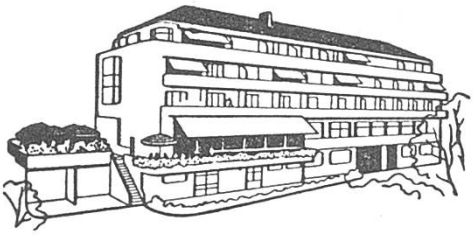
Torgasse 4 Tel. 23.828 **Löwenplatz 43**

Studenten gegen Ausweis 5% Rabatt.

HOTEL WILDENMANN, MÄNNEDORF

erlaubt sich, seine vorzügliche Küche und prima Keller, sowie seine ausgedehnten Räumlichkeiten, Terrasse und Garten in empfehlende Erinnerung zu bringen.

R. HAUSAMMANN, Besitzer.



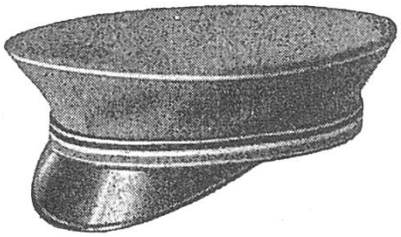
Rigiplatz Telephon 61.685

Rigihof Zürich

Restaurant
Mahlzeiten im Abonnement zu Fr.1.65.

Rigistübli
für Sitzungen, Anlässe aller Art.

Bierstübli
beliebt für Stammtische. E. H. Blumer



GUBLER & Co., ZÜRICH

Storchengasse 9

Spezialfabrik
für Studentenmützen
Sämtliche Studentenartikel

G. MOSER + Schulheftefabrik

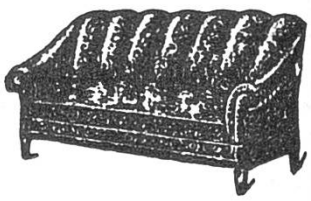
vorm. A. STÖCKLI
HIRSCHENGRABEN 3

Ringbücher, Einlageblätter, Klemm- und Ablegemappen, Kolleghefte, Blocs etc.

Warum kaufe ich ein Bettsofa?

Weil so ein Sofa in einer Minute in ein Bett für ein und zwei Personen verwandelt ist, und damit ein ganzes Zimmer erspart werden kann.

A. BERBERICH, ZÜRICH 8
Dufourstr. 45 (b. Stadttheater)



KUCH, PIANOS

Universitätstr. 53 Tel. 41.897

Stimmen und Reparieren von Pianos und Flügeln. Kostenvoranschläge gratis. Vermieten und Tauschen von Instrumenten.

buchbinderei

heinr. brunner, zürich 6
universitätstraße 1, tel. 44.949

einbinden, einrahmen, aufziehen von plänen etc.

Restaurant
Stapferweg

das Lokal der Studenten
Nelkenstr. 21 J. Sütfeld

Dissertationen

drucken innert kürzester Frist in sauberer fachgemäßer Ausführung

MÜLLER, WERDER & CO., ZÜRICH
Buchdruckerei Wolfbachstraße 19

Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof.
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Großmünster, Zürich 1.
3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1.
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4.
5. Freya, Freyastraße 20, Zürich 4.
6. Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4.
7. Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5.
8. Kirchgemeindehaus Wipkingen, Zürich 10.
9. Platzpromenade, Museumstr. 10, Zürich 1.
10. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1.
11. Zur Limmat, Limmatquai 92, Zürich 1.
12. Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7.
13. Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8.
14. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 7.— bis 8.— täglich.
15. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pensionspreis wie Kurhaus Zürichberg.
16. Baumacker, Örlikon-Zürich.

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung

Gotthardstraße 21, Zürich 2.

PHOTO-MOSER
b. POLYTECHNIKUM
Universitätstraße 1 · Ecke Tannenstraße
Entwickeln
Copieren, Vergrößern
Diapositive
Sämtliche Photo-Artikel

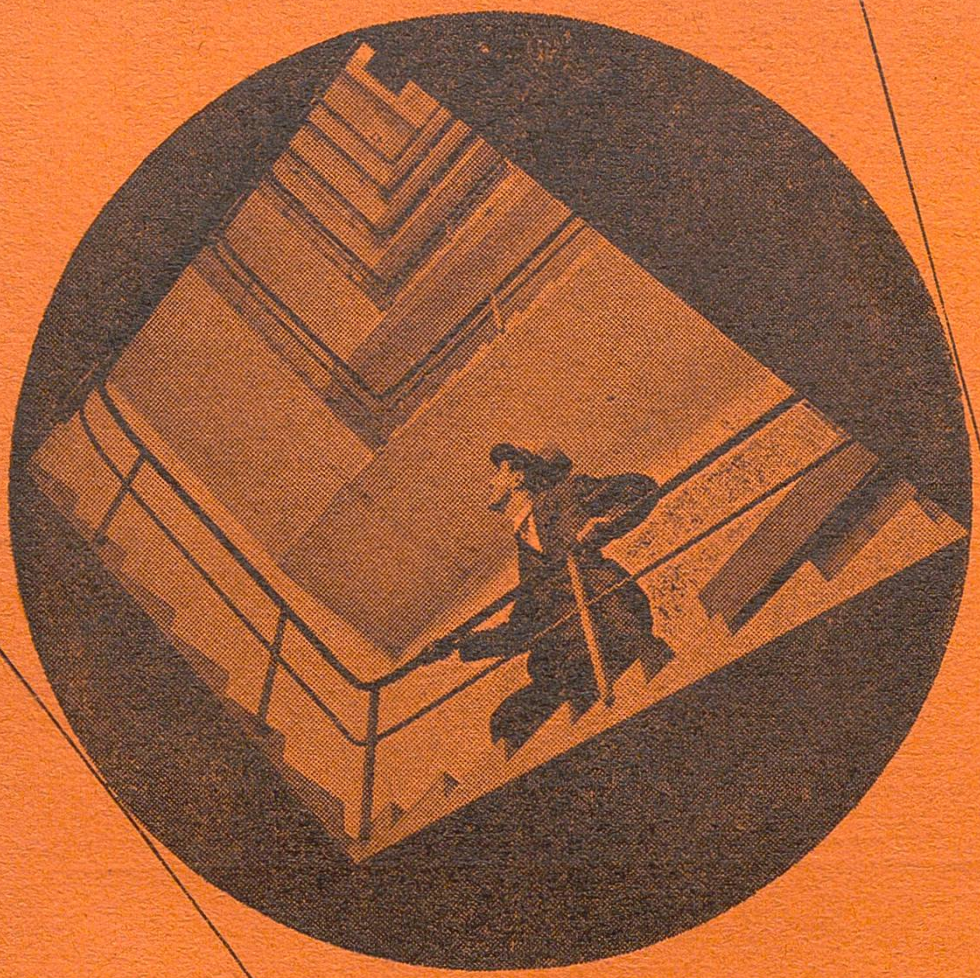
MEDAILLEN
PLAKETTEN
ABZEICHEN
BECHER
WANDERPREISE usw.?
— Ja, aber nur von
HUGUENIN LOCLE!
Telephon 31.160

CONFISERIE - PATISSERIE
MAX HESS
Universitätsstr. 87 · Telephon 20.358
Weinbergstr. 1 · Telephon 44.089
ZÜRICH
Spezialitäten:
Oberstraßtorten - Chrattentürmler
Butter-Konfekt und ff. Pralinés
Hauslieferung

A. Hiltl
Diätrestaurant
Sihlstr. 28
empfiehlt seine erstklassige vegetarische Küche. Eigene Konditorei. Im I. Stock eleganter, heimeliger Teeraum

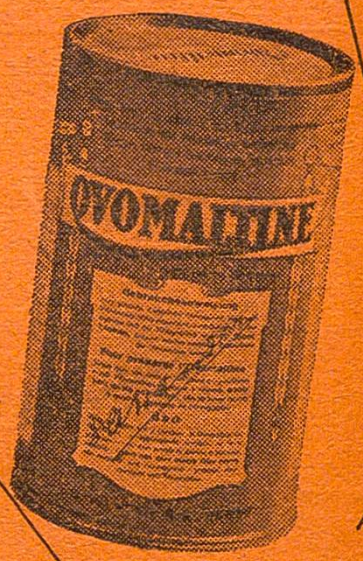
An die Zentralbibliothek, Predigerplatz, Zürich

A. Z. Herrn / Fräulein stud.



Wenn er nur schon oben wäre ...!

Treppen, endlose Treppen, Stufen fast ohne Zahl, das ist das Sinnbild der täglichen Berufsarbeit. Müde und erschöpft kommt man abends an.
Soll das wirklich so sein? Müsste man nicht frisch diese paar Tritte hinaufstürmen und munter oben klingeln? Sollte man nicht ein wenig besser in Form sein?
So fit, so leistungsfähig, wie Menschen sind, die täglich eine Tasse Ovomaltine geniessen.



A 342

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.- und Fr. 3.60 überall erhältlich

Dr. A. WANDER A-G. BERN